

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung.

heit und gesund nach Hause. Am nächsten Tage nahm der Kosak einen Hahn aus seinem Stübchen unter den Arm und sein Pferd an die Leine und wanderte auf den Markt. „He, Kosak, was hast du zu verkaufen?“ rief man ihm zu. „Einen Hahn und ein Pferd,“ erklärte der Kosak, „aber ich verkaufe nur beides zusammen. Für meinen Hahn fordere ich 200 Rubel und für mein Pferd 30 Kopeken.“ Bald fand sich ein Käufer, der diesen wunderlichen Kauf bereitwillig abschloß und Hahn und Pferd zusammen für 200 Rubel und 30 Kopeken erstand. Freudig kehrte der Kosak nach Hause, u. getreu seinem Gelübde stiftete er für 30 Kopeken Lichter, die dann vor dem Bilde des heil. Nikolaus eierlichtig angezündet wurden.

Jülich ernannte Gottfried Keller zu seinem ersten Staatschreiber. Damit bewies die Regierung, daß sie zu dem Dichter großes Vertrauen hatte, obgleich er nicht juristisch vorgebildet und durch seine Genödhung an milthürdige Gegenstände ein wenig verulkert war. Keller trat allerdings kein Amt nicht gerade hinsichtlich an. Am Vorabend seines Amtsantritts machte er nämlich eine große Gesellschaft mit, bei der ihm der Weingenuß umso schlechter bekam, als er sich in dem Groll über die Extrazugangen, die er mit ansehen mußte, hineinrank. Am anderen Morgen, wo er um 8 Uhr von der Kanzlei erscheinen mußte, mußte er nach 10 Uhr von einem Regierungsrat aus dem Bett geholt werden. Dies schien der Entrüstung, die in weiten Kreisen über die Wahl Kellers herrschte, recht zu geben. Es war aber die letzte Welle, die Keller bis an den Hals und fast über das Zeichen des Eidmeisters hinaus schlugen ließ. Nunmehr gebot er Halt und zeigte sich ein so unantastbarer und gewiegter Staatschreiber, daß seine Widersacher sich bekehrten und öffentlich bekannten, sie hätten bei ihrer Beurteilung der Sache das Genie nicht in Betracht gezogen, das jede Aufgabe zu bemastern wisse.

Raum erscheint es uns glaublich, daß bereits vor 125 Jahren Versuche gemacht worden sind ein Schiff zu konstruieren, mit dem man unter der Meeresfläche fahren konnte. Aber tatsächlich finden wir im Deutschen Museum zu München ein Modell, welches nach dem Unterwasser-Schiff „Nautilus“ gefertigt wurde, dessen Konstruktion niemand anderes als Robert Fulton der berühmte Erbauer des ersten Dampfschiffes war. Der dieses erste Tauchboot im Jahre 1800 zu Wasser ließ. Die Techniker der folgenden Jahrzehnte gaben sich die größte Mühe, das Problem in besserer Weise zu lösen, aber erst der Ingenieur Wilhelm Bauer konnte mit seinem „Seeteufel“, der Ende des 19. Jahrhunderts die Wasser durchzog, auf ein halbwegs brauchbares Resultat bliden. Erst die Einführung der explosionsfähigen Dieselmotoren eröffnete dem U-Boot die Zukunft. Im Kriege und in der Nachkriegszeit nahm es immer mehr an technischer Vollkommenheit zu. In Amerika wird jetzt ein Unterseeboot gebaut, das eine Geschwindigkeit von 21 Seemeilen über und 9 Seemeilen unter dem Wasser hat. Wie man hört, sind bereits neue Bootformen in Arbeit, die noch schneller unter Wasser fahren können.

Da es selten geschieht, daß ein Dichter Minister wird, errögte es großes Aufsehen, daß der spanische Dichter Don José Esquivar (geboren 1835) Unterrichts- und Handelsminister wurde. Er war nämlich bekannt geworden durch seine zahlreichen kraftvollen Dramen, während die Welt nichts davon wußte, daß er seit 1858 Professor der Mathematik und Physik an der Ingenieurschule in Madrid gewesen war. Sein Ministerposten umfaßte Unterricht, öffentliche Arbeiten, Industrie, Handel und Verkehr. Er blieb übrigens nur ein Jahr auf seinem Posten und später (1906) hat er selbst sich scherzend darüber geäußert, daß er manche Abteilungen seines Ressorts nur zur Not überhauen konnte, während er zum Verkehr überhaupt nichts verstand. Nach langem Grübeln, weshalb man ihn auch zum Minister des Verkehrs gemacht habe, habe er den Grund gefunden: sein Vater sei nämlich ein bekannter Botaniker gewesen.

Der Dichter des „Pumpai Bogobundus“ hatte große Freude an kleinen Foppereien. So kam er eines Tages in die Bühlengarderobe ge-
eintritt und fragte mit großer Wichtigkeit: „Ha-
ben Sie schon gehört, doch jetzt alle Briefe in
Frankreich geöffnet werden müssen?“ „Nicht
möglich! Na, so was! Aber warum denn?“
„Doch es ist von allen Seiten entgegen. „Ja, ja,
sehr gewiß!“ versicherte Nestor schmunzelnd.
„Denn wenn die Briefe nicht geöffnet werden
dürften, könnte man sie ja nicht lesen!“

Wenn eine Erdschütterung gespielt wird, das auf Jada häufig geschieht, so merken wir alle auf der Erde, hierbei laut "Zem! Zem!" ausend. "Zem" ist nach jaoonisch Volksvorstellung ein furchtbares Ungeheuer von der Gestalt eines Büffels, doch von riesiger Größe und von entsprechender Kraft. Dieses Ungeheuer nun liegt im Mittelpunkt der Erde, mo es wartet, bis der letzte Mensch gestorben ist, um alsdann an die Oberfläche zu kommen und alles zu zerstören. Wenn das Ungeheum sich bewegt

Die neuerungen gegenüber, zur Ausführung gebracht haben, aber wahr bleiben die meisten diesbezüglichen Angaben darum doch. Als Sir Walter Raleigh, welchem wir wahrscheinlich auch die volkswirtschaftliche Einführung der Kartoffel in Europa verdanken, selbst aber durch seinen Abgelandten Rudolph Vane den Tabak in Old England als Rauchkraut einführen, begehrte der Genuß desselben, in der Form des damals noch ausschließlich durch die Nase ausgeathmeten Rauches bei der großen Menge allgemeinem Erstaunen. So kam es, daß die englische Damenvelt, als der verdienstvolle Mann um 1586 in Sir Ro Point Park in Aston bei London sein Pfeifchen rauchte, sich rüchischtswohl aus seiner Nähe zurückzog, bis der Tabakdunst sich verzogen hatte. Wie unangenehm überfällt war aber Sir Walter, als er bald darauf nach Saule ging, sich so ganz ungefordert ein zweites Pfeifchen anbrannte und sein Diener ihm ohne langes Bedenken eine Flut von gutem Bier über den Kopf schüttete. Der treue Mann, welcher aus der Nase seines Herrn die Rauchwolken hervorbringen sah, war in dem Glauben, daß das Innere seines geliebten Herrn in Brand geraten sei —

Sir Walter Raleigh ist in Wirklichkeit der Mann, welcher den Rauchtobak in England eingeführt hat und man kann sich wohl denken, daß mit der Zeit diese komische Episode auch mit anderen bekannten Personen, welche in jener frühen Zeit schon dem Tabakgenuß ergeben waren, in Verbindung gebracht wurde. So erzählt eine kleine Schrift aus dem Jahre 1611 von dem berühmten englischen Komiker Dick Tarlton folgendes: Als derselbe in einem Restaurant der Hauptstadt als etwas ganz Neues eine Pfeife rauchte, sahen zwei weltfeilige Herren am Nachbartische die Rauchwolken aus der Nase des Komikers hervorbringen. „Feuer, Feuer!“ riefen sie in ihrer Besorgnis um den vermeintlich im Innern Brennenden, doch dieser erwiderte gelassen: „Lassen Sie die Falschheit, meine Herren, sonst kommt die Polizei und verhaftet mich am Ende noch als Brandstifter!“

Seitdem Pegasus mit einem Oesen zusammengepant worden war, scheint dieses erden-schwere, pflichtgetreue Houstier einen unterflichen Haß gegen alles Hochfliegende in sich zu tragen, denn Welch' ein anderer Grund sollte wohl für das Verhalten jenes Oesen vorgele-gen haben, der brav auf seiner Wiese in der Nähe von Brüssel weidete, als plötzlich ein Flugzeug wegen eines kleinen Maschinendefektes eine Notlandung in seiner Nähe vornahm. Da muß doch jener alte Haß in dem Oesen er-wacht sein, denn kaum hatte er das Flugleier erblickt, so stürzte er wütend darauf los, pierete seine Hörner in die Tragflächen des Aeroplans, bedrohte sogar die Tragflächen des Rabinen, und machte schließlich aus dem klei-nen Maschinendefekt einen derartig großen Schaden, daß das Flugzeug unmöglich wieder aufsteigen konnte und seine Passagiere im Auto nach Brüssel fahren mußte.

Ein Kosak war in der Steppe von einem durchdringenden Sturme heimgesucht worden und setzte in seiner Not: „O heiliger Nikolaus, mein lieber Namenspatron, wenn du mich aus der Gefahr rettest, will ich dies Pferd verkaufen und all dies dafür erhaltene Geld dazu verwenden, dir Kerzen zu stiften!“ Der heilige Nikolaus hatte wohl Mitleid und freute sich über den Opfermut des Kosaken, und so kam der Reiter

leben ist kein Vergnügen. Man mag als Angeklagter mit gutem oder schlechtem Gewissen, als Zeuge oder als Sachverständiger gegenwärtig sein, man findet sich nicht zurecht in dem Labyrinth von Paragraphen und Instanzen, durch das nur Richter und Anwälte den Weg kennen. Da bringt die soeben erwähnenswerte Lieferung des Kleinen Brochhaus der Ueberlicht „Gerichtswesen“ eine leistungsfähige graphische Darstellung des Zustandes und der Zuständigkeit der verschiedenen Gerichtshöfe. Wir sehen auf einen Blick, vor welches Gericht eine Ungehegelnheit gehört und das Verfahren läuft. Auch sonst bringt die Ueberlicht, die mit „Gelenk-rheumatismus“ beginnt und mit „Impfung“ endet, viel Interessantes und Wissenswertes. So lernen wir das riesige Wallenfisch kennen, erfahren, daß Grönlandmol bis zu 20 000 Kilo Speck zu fressen vermag, daß in Transvaal mehr Gold gefunden wird als in der ganzen übrigen Welt, und die Gitarre zuerst durch die Mauren nach Spanien gebracht wurde usw. Die ganze Weltgeschichte der frühesten Zeiten bis zu unentdeckten Gegenwärt, vom Negrierkrieg bis zum Reichspräsidenten Hindenburg, wird uns auf drei Seiten komprimiert vorgelegt. Besonders Interesse dürften ferner die Ueberlicht „Genossenschaften“ und „Gewerkschaften“ erwecken, die beide ein klares Bild von Entwicklung und Aufbau dieser wichtigen Faktoren in unserem sozialen Leben vermitteln. Daß die ältesten deutschen Gewerkschaften die der Buchdrucker und der Tabakfabriker sind, die vor 60 Jahren gegründet wurden, dürfte den wenigsten bekannt sein. Die „Himmelskunde“ und „Seimstätten“ sind dem wertvollen Werk viele neue Freunde zu verdanken; die 34 fein ausgewählten Abbildungen der Tafeln „Kunsthandwerk“, ein farbiges Spiel für „Glasmalerei“ sowie zahlreiche die Wiebergaben bekannter Gebäude lassen Herz jedes Kunstheimers höher schlagen. Auf geschätzte Schriftanordnung konnte auf diesem Raum eine gewaltige Menge Wissen nicht eingetragen werden. Der Druck ist sehr klar und gut lesbar, das Papier ist ausgezeichnet. Der kleine Brochhaus, der insgesamt 10 Lieferungen umfassen soll, liegt jetzt fast zur Hälfte ab. Subskriptionen nimmt jede Buchhandlung entgegen.

antwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlaag: B. A. Sank, Altena.

Ein kleines Lied. Raum kann ich noch
Die Töne und Worte zusammenbringen,
Und hör' es doch oft wie Harfenton
Leise in meinem Herzen erklingen.

Und wie aus dämmernder Ferne her
Leise summende Heimatglocken.

Eine gar nicht abzugrenzende Fülle bedauerlicher Tathatsachen weist heute denn je auf die Vernachlässigung der Muttersprache. Der Sachverhalt, um den es hier geht, ist zu bedauerndsvoll, als daß er in allen seinen Gesichtspunkten auch nur annähernd geründigt werden könnte. Um so notwendiger erscheint es, daß die Rede immer wieder von neuem auf ein Problem gelenkt werde, das ein Volk tiefer berührt, als tausend andere Dinge: auf die Muttersprache.

Die Muttersprache.

Wir verstehen unter Muttersprache jene Fähigkeit, die mit Hilfe von Worten den naturgemäßen Ausdruck der uns bewegenden Gedanken zu vermitteln sucht. Am deutlichsten tritt das Wesen der Muttersprache am spracherlernenden Kinde zutage. Sobald das Kind in der Bildung verschiedener Laute die nöthige Uebung erlangt hat, beginnt es unbedrückt und ohne Nothig nachzusprechen, was es von den Eltern oder der nächsten Umgebung ausprechen hört. Mit dem Wachsen des Wortschatzes geht die richtige Wortfolge unter baldiger Beileitung der Sprachfehler Hand in Hand. Deutlich läßt sich beobachten, daß die Muttersprache zum Theil Suggestives, theil psychologisch Erworbenes und Geordnetes ist. Die Muttersprache ist nichts müßiges Gegebenes, kein Naturgeschenk im landläufigen Sinne, sondern das Produkt des Sprachvermögens. Im Sprachvermögen einer Zeit und eines Volkes überlebt sich der Trieb nach Aeußerung, die menschliche Eigenart, wie sie auch in Sitte, Kunst und Religion nach Ausdruck strebt. Es ist von der Forderung erwiesen, daß das Leben der Sprache um so reger ist und um so schneller wechselt, je natürlicher der Zustand der Menschheit ist. Erst bei den Kulturvölkern verlangt sich die Sprachbewegung, Form und Gehalt der Sprache schaffen ein Fundament, auf dem Aufbau und Wortbedeutung sich entwickeln und ineinanderfügen. Die Muttersprache, wie wir sie heute besitzen, ist das Ergebnis einer langen vielseitigsten Entwicklung, deren Erforschung die mit wunderbaren Instrumenten arbeitende Sprachwissenschaft geübt hat. Aber nicht davon soll hier die Rede sein. Das Problem der Muttersprache hat auch eine andere Seite.

Quelle: *Wörterbuch der deutschen Sprache*, 1. Aufl., 1900, S. 100.

Heute knüpft sich an diesen Ausdruck für jeden von uns ein Wehmutsgefühl, denn uns ist, als ob sich die Summe der wundervollen realen Tatsachen, die das Wort Mutterprache einschließt, gar augenscheinlich verringert hätte. Der jede Eigenart verwischende

Wesenszug unserer Zeit vergeißt sich immer mehr an den feilschen Belangen der Einzelnen, ermordet damit auch langsam die Eigenart ganzer Völker und Nationen, erschafft erbrochene, aus Jahrhunderten und Jahrtausenden kristallisierte Gelese. Nicht nur an harmonisch gebauten Kosmos menschlicher Gefühle und kultureller Erbanlagen vergeißt sich diese Zeit, sie rüttelt auch an der wankend gewordenen Achse, um die sich dieser Kosmos befestigt hat. Denken wir an die Mutterprache. Fragen wir uns allen Erstes, ob sie bei uns selbst genügend in Pflege ist. Zwar hat es zu allen Zeiten Gefahren für den Bestand der Sprache gegeben. Sie abzumehren, wurden insbesondere im 17. und 18. Jahrhundert Sprachgesellschaften gebildet, die sich in der Pflege der deutschen Sprache und Literatur zu überbieten suchten. Auch die wissenschaftlich arbeitende Sprachreinigung, die freilich nicht selten in Uebersetzungen aus-

die wenigst nicht selten in Ueberreibungen auszuarten pflegt, zielt diesem Ziel zu dienen. Man darf in der Muttersprache nichts Totes erkennen. Sie muß leben und sich entfalten können. Ein zeitlicher Wandel der Muttersprache ist so natürlich, wie der Wandel der Menschen, welche die Träger der Sprache sind. Wohl begründet ist die Tätigkeit der Sprachreinigung sicher überall dort, wo die aus bloßer Unwissenheit, Apathie, Bequemlichkeit oder gedankenlos überkommener Vorliebe für das Ausländische eingebrachten Fremdwörter bekämpft werden müssen. Einen solchen Kampf hatte namentlich die deutsche Sprache zu führen seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts, als der Verkehr mit den Franzosen zunahm, und der Deutsche die größere Freiheit und Gewandtheit derselben auch durch Nachäffung der Sprache sich anzueignen suchte. Als im 18. Jahrhundert die ausschweifende Blüthezeit der deutschen Literatur anbrach, erhob sich auch die Sprache aus ihrer tiefen Erniedrigung und gedieh durch unsere Klassiker noch vor dem Ende des Jahrhunderts zu hoher Vollendung.

der hohen Vollendung. Eine hohe Bedeutung für die Muttersprache besitzt der Sprachunterricht, dessen vielfältige Methoden vor allem darauf zielen sollten, durch Kontrolle und Hebung des Sprachgefühls den Erwerb der Muttersprache sichern zu helfen. Leider hat unsere Zeit die Sprachheilungsmittel im praktischen Leben stark zu ihrer Wirkung gefügt. Längst ist es nicht mehr die Schule, die das Bild der Sprache trägt. An ihre Stelle trat das raschem Wechsel sich erneuernde Schrifttum unserer experimentierenden Literatur, die sich vielfach verwerthungswortlos über alles Herkömmliche hinwegsetzt. Das irrationale schwebende Hin- und Herpenden des Expressionismus, der immer noch typischen Kunst- und Literaturform unserer Zeit, sucht notwendigerweise nach neuen Wortprägungen. Die Dichtkunst von heute hat nur noch wenig Sinn für die überkommenen Gesetze der Muttersprache. Die Dichter von heute — Ausnahmen bestätigen die Regel — zu Sprachverberbern geworden. Oder man denke an das Gelehrtendeutsch. Das wissenschaftliche Schrifttum der Gelehrten arbeitet vielfach mit einem Apparat von Worten, der sogenannten Latien kaum mehr verständlich ist. In der Wissenschaft steht mit der „Umgangssprache“, in der heute geschrieben und geredet wird. Die vorwiegend materiellen Interessen unseres Zeitalters haben in beinahe jedem Berufe eine eigene Fachsprache geschaffen. Der Sprachgelehrte hat nicht mehr janz empfindende Mensch von heute hat leider nur zu oft das Bedürfnis nach Geist verloren. Muttersprache wird heute immer mehr zurückgedrängt, und doch ist jedes wahre und echte Wort der Muttersprache schwerwiegend und von tiefer Bedeutung. Die in jedem Worte verborgene Idee ist Gold. Der sprachliche Ausdruck, den wir zu geben vermögen, ist die Bräuna.

Die Pflege der Muttersprache ist heute Pflicht für jeden, der sich mitverantwortlich fühlt am Schicksal seines Volkes. In der Muttersprache ruht das Erbgut der Vesten, die vor uns waren. In der Muttersprache liegt Weisheit, Schönheit, Zielfinnigkeit. In der Muttersprache ist ein Gewinn nicht nur für das innere Leben des Menschen, sondern auch für die Betätigung nach außen. Unfragbar dünkt mich die Verantwortung jener, die ihre Verantwortung zur geistigen und seelischen Führung dazu misbrauchen, dem Volke das kostbarste zu rauben: die Muttersprache. Sie zerreißen das festeste Band, das ein Volk zusammenhält. Sie erschüttern eine Quelle, die Kraft und Segen zu spenden berufen ist. Darum: pflegen wir die Muttersprache in Beispiel und Tat, zum Segen uns selber und zum Vermächtnis der kommenden Geschlechter.

Ich sah ihn 1914 im Morgengrauen, als er aus dem Döckicht kam und einen toten Alanen am Ufer der Marne liegen sah. Der Europäer hatte ein schwarzes Bärtchen und ein bleiches, gelbliches Gesicht. Er war allein auf der Wiese und wußte nicht, daß hinter dem Strauchwerk auf dem Erdhügel ein Beobachter lag. Da ward er des Leichnams ansichtig. Und der Europäer kniete nieder und drückte dem Toten die Augen zu, und seine Hand strich bedachsam über die silberne Trefse, so wie ein Kind mit zuckertornem Finger etwas Verbotenes berührt. Da sah er mich. Und wir wurden beide sehr verlegen und machten uns gashast davon.

verlegen und machten uns zappelt davon. Ich sah ihn wieder im inneren Brasilien, als er zu Tode erkrankt in einem Schiffsrand lag. Nur die sichere Medizin, die wir beide kannten, konnte mich vor dem Gleitenden retten. Aber die paraguayischen Händler wollten sie nur bereiten für bares Gold. Da wir verkommen waren bis aufs Hemd, brach der Europäer zwei Goldzähne aus seinem Mund, das er blutete und schmerzte und gab sie hin für das Medikament.

Gener war ein Franzose, dieser ein Holländer.
Beide aber waren Europäer mit dem Sinne einer
allgemeinen Begriffsbestimmung, als ihr Wesen sich
in den Dingen zu messen hatte.
Man wird einwenden: Es gibt auch Schwarze,
die selbst ihr Leben lassen für einen andern.
Schon lange vor Moses . . . Die Indier . . . Der
heilige Confucius . . .

Man muß in „Afien“ gewesen sein oder im inneren Südamerika, um den Begriff Europäer recht zu fühlen. Da reitet man durch giftigste Wälder, durch glühenden Sand oder durch todbringende Städte, in denen die Cholera auf der Höhe liegt. Und schätztaugliche Menschen sind die Begegnenden seit langen Wochen. Da sagt eine unkeltarische Frau: „Dort drüben, Sidi, wohnt ein Europäer. Dort in dem gelben Haus.“ Da plötzlich ist die Enttäuschung gemieden. Vergebend frönt das Blut durch die trockenen Glieder. Man fühlt: Dort wohnt ein Mensch wie du, ein Europäer, ein Mitbruder der Jahrtausende alten Kultur, die unsere gemeinsame Mutter ist. Man reitet schneller. Man klopfst in dem gelben Haus. Und der stolze Blick errät der Erwartung des Europäers. Vielleicht wird er in der offenen Türe stehen. Vielleicht ist es ein schlanker, blonder mit schwarz-schneeweißen Antlitz und der schwarzweißen zwinzigen dünnen Lippen. Vielleicht ein kleiner, markthäuerartiger mit gekrümmtem Flaumbüschchen. Vielleicht ein Mensch mit wasserklaren Augen und dänischer Stupsnase, vielleicht spielt er Tambor oder leicht Stierhörner, vielleicht trägt ein Priesterkleid oder grüne Pantoffeln wie Sackie. Vielleicht heißt er Rosenthal, oder

Stefantini, oder muß Alimente zahlen in Ant-

Es sind Vermutungen unwesentlicher Art. Denn wir erwarten den Europäer... Da ist er. Und er heisst dich willkommen. Und in seinem Händedruck liegt die Gewissheit, von der kein Diplomat etwas weiß... Ich habe in solchen Augenblicken immer das Gleiche empfunden. Ich fühle: Auch dieser wird ver-

legen werden, wenn wir einander gegenüberstehen mit Karabinern, auch dieser wird Zähne ausbrechen, wenn ich ihn darum bitte. Denn das Positive im Europäer ist die Liebe, das Zeugnis, die Kultur der gemeinsamen Lebensbejahung; das andere ist die Leidenschaft der Zerkleinerung, das Melancholische, das bewußt unzulängliche aus stetem Egoismus... Die Holländer sind gelitziger als die Tschechen, die Belgier prahlen lauter als die Schweden, die Engländer sind ehrlicher als die Schweizer, die Engländer sind unfauler, die Deutschen sind faul, die Dänen riechen, und die Franzosen unterschlagen Geld... Das ist alles nicht wahr, wird aber im nächsten Kriege gedruckt zu lesen sein.

Einst wird der Name Europäer ein fester Begriff werden im Sinne der sensiblen Erkenntnistheorie, und der Europäer wird den Bruder erkennen in dem, der das europäische Gewissen in sich trägt. Der bleiche Mann mit dem Bärtchen, der den toten Bruder quersah und darüber seinen vernünftigen Auftrag versagte, und der große, blonde, der seine Zähne ausbrach, und den ich sonst kaum kannte, sind die Begleiter des Staatsmannes der Zukunft, der seinem Nachbarn sagen wird: Ich beuge mein Haupt vor den unvergänglichen Werten deines Landes. Was kann mein Staat tun um euch von Dienst zu sein?

Bis dahin wird aber noch sehr viel gedruckt werden.

Madrider Plagen und Freuden

Von E. v. Ungern-Sternberg.

Es gibt nicht nur Freuden im Sonnenlande Spanien. Wenn es möglich wäre, so würde man im heißen Sommer gerade die Sonne und den immer lächelnden Himmel, fast dunkelblauen, Himmel haben lernen, denn mit dem alles überströmenden Licht sendet er tausend Plagen, die schwer genug zu ertragen sind. In den Nachmittagsstunden läßt er die Temperatur bis zu 39 oder 40 Grad im Schatten steigen, und am Abend strömen die weißen Häuser die eingesogene Glut vervielfältigt zurück. Nur die Brise, die sich nach Sonnenuntergang zu erheben pflegt, bringt den Versuchenden einige Kühlung. Man sitzt bis tief in die Nacht hinein in ozeanischen Reizen vor den vielen Cafés der Calle Alcala, der Gran Via, oder im Prado, in Recoleta oder in der Chafellana und trinkt kalte Limonaden oder schaut in den sternklaren Nachthimmel und lauscht schweigend den Träumen, die als lazurene Schatten auf die Erde herabsinken.

Nun beginnen die wirklichen Plagen Madrids. Raum daß sich die Augen halb zu schließen beginnen und die Seele sich der Unendlichkeit der Welten öffnet und alle Gespräche rund herum verstummen, oder daß man sich beim Schein einer elektrischen Vogenlampe, deren Licht durch das kühle rauschende Laub der Bäume dringt, in eine Zeitung vertiefen will, so fühlt man sich plötzlich an einem Beine gezogen und begegnet dem mißbilligenden Blick eines Stiefelpuizers, der das Schmutzwerk für nicht faul genug erachtet und mit seiner Arbeit beginnen will. Man fühlt sich mehrlos, denn hinter einem steht bereits eine kleine Armee von Stiefelpuizern mit gehobener Bürste, man weicht der Hebermacht und läßt die Leute gewähren. Es gibt nämlich kaum eine andere Hauptstadt, in der so sauberes Schuhzeug wie in Madrid geachtet wird. Außer verschiedenen Schuhputzergilden an der Puerta del Sol, in der Carrera de San Jeronimo und in manchen anderen Straßen des Zentrums, hat jede Restauration und jedes Café seine eigenen Stiefelpuizer, die nicht nur von den Herren, sondern auch von den Damen in Anspruch genommen werden. Dazu kommt die kleine herumziehende Armee auf den Straßen und Spaziergängen, die einen durchschnittlichen Tagesverdienst von 10 bis 12 Pesetas erzielen.

Raum daß die Störung der Stiefelpuizer überhand nimmt, so melden sich die nachtschwebenden Musikanten, die sich erbaumungslos vor den Träumern oder Leser hinstellen und auf ihren Instrumenten mit mehr oder weniger musikalischem Verständnis spanische Schlager zu klappern beginnen. Man kann sie nicht unbedacht lassen, denn irgend ein Kind, das stets als Begleiter und Einsamler mitzugehen pflegt, klappert solange mit einem Blecheller,

bis man seine Kupfermünze bezahlt hat. Dem Gattarenspieler folgt ein Sänger, dem Sänger eine stotternde Frau, der Zug ist ohne Ende, und dann kommt die Schärfe blinder und verhaspelter Bettler. Jeder will seine Kupfermünze haben. Die Geduld der Spanier ist dabei bewundernswürdig, man hört nie ein böses Wort, nie einen Fluch, und viele sind unermüdet im Geben. Als Abwehr gegen die Zudringlichen gibt es nur ein Ausrufen: „¡Vaya!“, eine leise gemurmelte Entschuldigung, etwa: „verzeih Bruder oder Schwester (d. h. in Christen) ein anderes Mal. Wenn ein weniger disziplinierter Ausländer ungeduldig wird und den Bettlern zuruft, sie sollen sich zum Rückzug scheren und einen in Frieden lassen, so treffen einen erstaunte, fast erschrockene Blicke, und mancher murmelt wohl: „Was für Barbaren doch die Ausländer sind!“ Man hört nie Leute schreien oder janken, imar dieselbe bescheidene Höflichkeit und Geduld, die jeden Engländer und Amerikaner entsetzt.

Der Fremde empfindet in Spanien als Plage auch die seltsame Stellung der Frau und der jungen Mädchen, die noch immer nicht als vollwertige Wesen betrachtet werden, die immer unter Aufsicht bleiben und mit denen jeder unbesorgene Verkehr ausgeschlossen ist. Die Spanierin ist elegant, reizend, mit einem weichen, freundlichen Herzen allerdings meistens von einer erstaunlichen Unwissenheit, aber für sie ist die Welt der Männer mit Stigmen verschlossen, will sie sich aus ihrer Käfig befreien, so wird sie von der Stadt über ihr gebracht.

Da die Welt der Männer und Frauen getrennt ist, so sind die Madrider Freuden nicht allzu reichlich bemessen. Das öffentliche Leben Madrids ist langweilig und etwas eintönig, wie überall dort, wo der Ehrgeiz der Frau fehlt. Gewiß, es gibt auch in Madrid einige glänzende Nachlokalen, wie z. B. die gläserne Tanzdiele im Hippodrom oder den Ballsaal im Retiro. Eine ausgezeichnete Jazzband spielt dort bis 4 Uhr morgens, und Luxus Frazie und Eleganz werden dort entwickelt, wie man sie selten im Auslande findet. Ausländerinnen können jene Vergnügungsorte besuchen, die Spanierinnen aber, die man dort trifft, haben angehört, zur Gesellschaft zu zählen und gelten als vogelfrei.

Die Madrider Freuden soll man aber nicht in mehr oder weniger banalen Vergnügungen suchen, sie liegen auf einem anderen Gebiete, man findet sie in der alten, wenn auch etwas verfallenen Kultur Spaniens, in den tausend Kunstmonumenten, in der Herzogsfürstlichkeit und in der Mitternacht der Botschafter, über denen fast immer der blaue Himmel lächelt und über denen die süßlich heiße Sonne scheint. Man soll in Spanien nicht durch das Leben haben, sondern man soll beschaulich und nachdenklich werden, dann wird man sich des spanischen Lebens freuen lernen.

Lohn geistiger Arbeit vor 500 Jahren

Von Hans Werner.

In der Nachkriegszeit richtete sich die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit vielfach in erhöhtem Maße auf die Notlage zahlreicher Geistesarbeiter. Freilich ist das Bedenken, daß Gelehrte und Schriftsteller Frau Sorge häufig als ständigen Gast bei sich gehabt haben, nicht neu. Sogar zahlreiche Gelehrte und Erfinder, die sich um die Menschheit unsterbliche Verdienste erworben haben und deren Name heute jedes Schulkind kennt, sind in den dürftigsten Verhältnissen gestorben.

Vor etwa 500 Jahren erhielten deutsche Hochschullehrer für ihre Geistesarbeit oft so wenig, daß sie mit ihrer Familie geradezu dem Hunger überliefert waren, falls sie nicht private Einnahmen als Arzt oder Rechtsanwalt hatten. Von der kläglichen Finanzlage, in der sich in der Regel die mittelalterlichen Universitäten befanden, gibt ein Schreiben Zeugnis, in dem sich die Wiener Universitätsbehörde im Dezember 1442 beim Kaiser entschuldigt, daß sie keine Vertreter zu einer Beratung eines Konzils schicken könne. Es heißt darin: „Man könne keinen Vertreter zu der Versammlung senden, weil die Universitätskasse vollkommen leer sei und die Universität selbst in „großen Schulden stecke“.

Mag vielleicht auch bei dieser Verurteilung der Bursch, sich überhaupt von dergleichen Sachen zu drücken, mitbestimmend gewesen sein, so beweisen auch die Schwierigkeiten, welche die Universität hatte, um ihren Vertreter 1433 auf dem Konzil in Basel mit Geld auszustatten, daß Schmalhans Rückenmeister war.

Dies wurde der Anlaß dazu, daß künftig jeder Universitätsprofessor jährlich durchschnittlich drei Gulden zur Aufbringung der Kosten

der Beschickung von wissenschaftlichen Versammlungen beisteuern sollte. Der Gedanke fand aber bei den Professoren wenig Anklang und rief einen Sturm der Entrüstung und des Widerstandes hervor. Das ist um so begreiflicher, wenn man bedenkt, daß ihr jährliches Durchschnittsgehalt nur dreißig bis vierzig Gulden betrug, etwa die Hälfte von dem, was ein Erbsenarbeiter verdiente. Nur einzelne Professoren aller Fakultäten konnten eine jährliche Einnahme von achtzig bis hundert Gulden buchen.

Unter solchen Umständen waren natürlich Nebeneinnahmen hochwillkommen. Am meisten waren in dieser Beziehung die Promotionen, ab und zu lächeln heute vielleicht ein wenig, wenn wir hören, daß jeder Doktorand verpflichtet war, an die bei der Promotion anwesenden Tugenden Geschenke zu verteilen, die zuweilen in einem Paar Sandalschuh bestanden. Dabei wurde auch wohl unterschlagen, wer von den Herren Professoren hirscheleberne Handschuhe oder wer geringere Qualitäten bekam. Dazu mußte der junge Doktor den Examinatoren und dem Kanzler reichlich Wein und Konfekt liefern und den Doktorfamaus, an den sich bisweilen auch ein Ball anreichte, bezahlen. Da ist es denn kein Wunder, wenn die Kosten einer Promotion sehr hoch waren. So mußte in Leipzig ein junger Doktor der Rechte zu Beginn des 16. Jahrhunderts an seinem Ehrentage für Gelage, Umzüge, Musik und Geschenke die Summe von etwa 250 Dukaten aufwenden.

Wie häufig zum Beispiel auch die Einkünfte der Dozenten der berühmten Heidelberger Universität waren, geht aus einer Klageschrift hervor, die sie 1462 an den Papst richteten. Sie seien, so heißt es darin, größtenteils alte Männer, die von ihrer akademischen Tätigkeit leben mühten u. gezwungen wären, zu betteln, wenn der Papst ihnen die mit ihren Professoren verbundenen Pflichten entzöge. Man müsse doch einsehen, daß sie in den durch die Kämpfe entstandenen Parteikämpfen keine entschiedene Stellung nehmen könnten, da sie auch von ihren Landesherren abhängig seien, und bei der geringsten Opposition ihrer Stellung entzogen wären.

Um sich einen Begriff von dem geringen Einkommen hervorragender geistiger Arbeiter in jener Zeit machen zu können, vergleiche man damit, daß damals ein tüchtiger Goldschmied etwa das vierfache von dem, was ein Gelehrter einnahm, verdiente. Auch die Schriftsteller waren zum größten Teil auf Spenden reicher Privatleute angewiesen, und selbst die größten Denker jenes Zeitalters hätten im Elend untergehen müssen, wenn es ihnen nicht gelungen war als Sekretär wohlhabender Persönlichkeiten unterzukommen.

Sebbels letzte Jahre wurden durch ein schweres Leiden verdußert, daß sich schon seit langer Zeit in dem bei größten Entbehrungen durch geistige und seelische Arbeit zu sehr angestrengten Organismus vorbereitet hatte.

Am 10. November 1863 erhielt er die Nachricht, daß ihm für seine „Nägelungen“ der Berliner Schillerpreis zuerkannt sei. Er empfing sie lächelnd.

„Das ist Menschenlos“, sagte er, „bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher.“

Die Jagd im September

Der Raubvogel beginnt sich zu färben und wir merken allmählich, daß es Herbst wird. Die letzten Sommerstage locken aber nicht nur den Städter hinaus zum Naturgenuss, sie bieten vor allem dem Jäger höchste Weidmannslust. Die Jagdgelegenheiten mehren sich, der Jagdhalsender weiß immer weniger schwarze Feder auf.

Das Edelwild steht, die Geschlechter beieinander, gewöhnlich in der Nähe der Jahr für Jahr immer wieder aufgesuchten Brunnplätze. Der Hirsch tritt in die Brunst, und in kalten Nächten hört man schon im Beginn des Monats das alle Weidmannshörner höher schlagen lassende Röhren. Im Gebirge schreien die Hirsche etwas später. Auf den Brunnplätzen herrscht der Platzhirsch. Er ist vor jeder Beunruhigung zu schützen, in seiner nächsten Nähe sollte nur in ganz dringenden Fällen getreten werden. Um das Wild vom Austreten auf die Felder abzuhalten, empfiehlt es sich, in der Nähe der Brunnplätze Kastanien, Wildobst oder Kartoffeln zur Fütterung aufzuhängen. Geschicht dies nicht, so werden oft die noch vor der Brunst in Wäldern gehenden besten Hirsche mit Posten zu Solge geschossen.

Das Damwild hat sich zwar auch schon in der Nähe seiner Brunnplätze, die Geschlechter gemischt, gerundet, seine Feiertage dauert aber länger als beim Rotwild. Deshalb lohnt es sich, diese noch gehörig auszunutzen. Im übrigen gilt für das Damwild alles beim Rotwild Erwähnte.

Im Hofbräu

Ein Engländer tat einst nach München reisen, und seine Freunde drückten ihn unterweisen: „Merkwürdige Speisen werde er dort finden, doch sollt' er sich an keine Regel binden, nur immer essen, was es grade gibt, und was in der Saison zur Zeit beliebt. Vor allem solle er ins Hofbräu gehen, dort könne er des Landes Sitten sehen, und zwischen zweien Krügen unterdessen Salzbreken, Würstel oder Radel essen!“

Der Mister Fox, ein grundgescheiter Mann, nahm seiner Freunde Weisung dankbar an. Bald sah er in dem frühlichen Gemimmel, die Sonne lachte warm vom blauen Himmel; von langem Schläfe sehr erquickt und frisch, pflanzte er sich hin an einen leeren Tisch.

Und klopfte drauf. Da kam die Kell'nin Rati. Sie fragte ihn freundlich: „Mögens erst an Radel?“ Doch, weil er nicht verstand der Rede Sinn, warf sie ihm einen weißen Bierfilz hin und sagte lächelnd, noch im Geh'n dabei: „A Radel, mein Herr, die bring' ich ehna glei!“

Der brave Fox, erfahren schon im Reisen, begann den Filz gemächlich aufzu-

speisen. Dabei ihn sein vorzügliches Gebrü, die Arbeit fördernd, nicht im Stiche ließ. Zwar fand er etwas zäh das Gericht, doch grübelte er darüber weiter nicht, er wurde rasch mit dem Horsd'oeuvre fertig, und war der weitrein Dinge dann gemärtig.

Als Rati kehrte mit dem Maßkrug wieder, sah sie erstaunt auf Fogens Tisch hernieder und warf ihm, heftig schüttelnd mit dem Kopfe, den zweiten Filz hin zu dem ersten Topfe.

Doch dieses wiederholte Minnespiel ward selbst dem unerschrockenen Fox zu viel. Er fuhr zum trocknen Munde rasch den Litter, Gab Rati'n grinsend ihren Bierfilz wieder, und, müde von der Qual, die er erlitt, Sprach er zu ihr, abwehrend: „No, Biscuit!“

Waldemar Klinghammer.

Die Sauen treten bei reichem Fraß, den ihnen die Natur jetzt bietet, in ihre beste Zeit. In den Kartoffeln tun die Sauen großen Schaden, sie meiden bei ihren Verwüstungszügen in die Felder nach Möglichkeit hellen Mondenschein. Wo man die Sauen nicht austrotten will, werden Frischlinge führende Bachsen geschont und nur Keiler und Ueberläufer abgeschossen.

Die Rehe stehen immer noch gerne in Wäldern oder an den Feldrändern, wo sie Kleesä und Rübenfelder, Lupinen und Buchweizen gerne auffuchen. Die Böcke haben sich nach Beendigung der Brunst von Schmalreihen getrennt und stehen in besonders ruhigen Revieren, von wo aus sie gewöhnlich erst spät zur Aesung austreten. Der Abschluß guter Böcke sollte abgetan sein.

Die Hühnerjagd erreicht ihren Höhepunkt. Die Jungen sind jetzt ausgewachsen, fangen an zu schidern und sind kaum noch von den Alten zu unterscheiden. Bei mangelnder Deckung streichen die Vögel beim Anrühren wie im Spätherbst oft weit fort.

Alles Sumpf- und Wassergeflügel ist jagdbar. Besonders ergiebig ist auf Enten der Einsatz an Teichen, Torfstüden und Schläuchen. Die Märzenten sind jetzt fett und bilden einen vorzüglichen Braten, wenn man sie mit Mohrrüben füllt, um den leichten Transportschmerz abzugeben.

Der Hase wird auf dem Felde unruhig, da die Deckung immer mehr gerät. Kartoffel- und Rübenfelder bieten für den letzten Satz noch einmal die Kinderstube. Mit Eröffnung der Jagd in der zweiten Hälfte des Monats sucht Wimmelmann bald seine Herbstquartiere. In altem Grummel, Schuracker, Lupinen, Feldgehözen wird das Lager gewählt. Bei Anfang der Jagd beschränkt man sich auf den Abschluß von Junghasen für den Küchenbedarf. Viele noch innehabende Hasinnen liegen fast immer sehr fett. In pfleglich behandelten Revieren unterläßt man deshalb auch frühzeitig Treiben und Kesselfagen. Das Revier ist vor wildernden Hunden und Füchsen zu schützen. An den Außengärten spüre man auf Drahtschlingen und Klappnetzen.

Das Fest der Schlangen

Man schreibt uns aus Süditalien: Der Flecken Cocullo in den Abruzzen darf sich rühmen, das eigenartigste Fest Italiens zu feiern. Vielleicht das eigenartigste der Welt. Das Fest der Schlangen! Zu Ehren des heiligen Dominikus, des Patrons von Cocullo! In diesem Tage sind die Gassen und Gäßchen voller Menschen. Aus allen Teilen der Abruzzen strömen sie heran in ihren Holzkästen. Auch Tausende von Ausländern. Was gibt's zu sehen? Lebende Schlangen als Armspangen! Lebende Schlangen als Haarschmuck! Schlangen als Halsketten! Schlangen als Gürtel um die Hüften! Lebende Schlangen! Die Leute von Cocullo halten die Schlange — wenn nicht als ein heiliges — so doch als Haustier. In ihrer Herdhaft pflegen sie das Biscia (Sprich: Biscia) Sie sind der Meinung, sie besäßen eine Zauber- macht über diese Reptilien und wären gegen deren Gift unempfindlich. Woher kommt ihnen die Ueberzeugung? Das ist eine artige Geschichte: auf der Flucht vor Feinden des Christentums kam der heilige Dominikus in die Nähe von Cocullo. Ein Wolf trug gerade ein Kind im Munde davon. Er beschloß der Bestie, von der Beute abzulaufen. Es geschah. Und das Raubtier verfeinerte. Noch heute lagert ein Felsblock vor dem Städtchen. Der zeigt die rohen Formen eines Raubtieres. So bewies der Heilige seine Macht über gefährliche Tiere. Aber es lebte — der Sage nach — auch eine Tochter der Zauberei Circe in der Nähe von Cocullo. Die verstand es, Schlangen zu zähmen und aus den Kräutern des Waldes ein Heilmittel gegen ihr Gift zu kochen. Seitdem fliehen die Leute von Cocullo die Schlange nicht und am Tage des Festes schmücken sie sich mit ihr. Vor manchem einem dieser Schlangenträger ertönt ein Schrei des Schreckens. Man geht im Bogen um ihn herum. Er lacht über die Furcht der anderen. Man sieht ihm die Genugtuung an, Gegenstand der Bewunderung zu sein.

Geheimnisvolle Pflanzen

In den Wäldern der Tropen wachsen Pflanzen auf völlig steriler Unterlage, wie auf nackten Felsen und bergeligen, oder auch schlechthin losgelöst von der Erde, die dennoch Blüten von herrlicher Farbe und berauschendem Wohlgeruch hervorbringen. Vorausgeschickt: es handelt sich nicht um Schmarotzer, wie etwa die allbekannte Mistel. Eine der interessantesten ist die Tillandsia daniellae, genannt nach dem schwedischen Botaniker Tillands. Sie entwickelt sich auf den Spitzen der Bäume. Aber sie hat weder Wurzeln — ja sonst ein Organ, mit dem sie sich festsaugt. Wenn sie der Wind fortträgt, führt sie ein Wanderleben. Aber ihre Entwicklung, ihr Blühen, ihre Fortpflanzung erfolgt auch dann vollkommen regelrecht. Aber dem Erbreich noch einem anderen Gewächse entnimmt diese einzigartige Pflanzengemeinschaft Nährstoffe. Auf den Spitzen der Bäume lag sie als eine Krone oder sonst ein schönes Zierstück. Natürlich ist sie Gegenstand lebhaften Studiums der Biologen. Aber es ist noch nicht gelungen, die kuriose Unabhängigkeit der Tillandsia restlos zu erklären. Die gefurchten, mit Schuppen besetzten Blätter scheinen die zum Leben nötigen Stoffe aus der Luft oder dem Regenwasser zu destillieren. Einige Forscher haben auch den Vergleich mit fleischfressenden Pflanzen gezogen. So zwar, daß die Tillandsia in ihren Blättern Wasserfäße bildet, in denen sich Reste von Insekten befinden. Die Insekten habe sie verzehrt — nimmt man an. Und auf den Ästen wächst eine Tillandsia, die in ihren Ähren den Menschen und den Tieren klarstes Wasser von gleichmäßiger Frische bietet, auch in den Tagen der größten Hitze. Bei anderen Tillandsien erscheinen die Schuppen der Blätter unter dem Mikroskop als Schachteln. Darin wurden eine Anzahl pflanzlicher Kleinstwesen beobachtet, die offenbar zu ihrer Ernährung dienen, zum Beispiel Hefe. Danach ließe sich diese Tillandsia — im Gegensatz zu den fleischfressenden unter den Pflanzen — als Vegetarierin bezeichnen.

Ein neuer Rasputin

In der Leningrader „Roten Zeitung“ erzählt der bekannte Schriftsteller Rundurschkin über einen neuen Rasputin, der in Leningrad in Erscheinung trat, bald aber auch vor dem Gericht erscheinen mußte.

Der neue Rasputin ist im Volke unter dem Namen „Starek (Greis) Anissim“ bekannt. Er war früher Wirtin. Die „Anissim-Gemeinde“, die zuerst nur zehn Mann stark war, zählt jetzt einige Tausend Abenten.

Nach seinem Auferstehen ist Anissim ein richtiger Doppelgänger Rasputins. Derselbe maßliche Figur, mächtiger Apfelfarb, Seidenbrause, Lachtriefel.

Auch die Abenten sind, wie bei Rasputin, meistens Frauen, darunter viele Arbeiterinnen.

Berühmt wurde Anissim durch seine Heilungen. Rheumatiker, Soghlitiker, Hinkende — alles wurde schnell „gesundgebetet“. Uebrigens scheute Anissim sich auch nicht, Baumöl zu verabreichen.

„Das Volk ist ja dumm“, erklärte er offenerzig vor dem Gericht, „irgend etwas zum „Sichschmieren“ muß es haben.“

Als Deliktobjekte liegen auf dem Gerichtstische eine Menge Krüchstände, die die Kranken meist je gemessen sind, weggenommen hatten.

Die Expertise stellte fest, daß keine Genesungen stattgefunden hatten: wer krank war, ist auch weiter krank geblieben. Anissim erklärte, daß er selbst an Christus nicht glaubt. Wenn er krank war, ging er zum Arzt.

Für die Gläubigen aber hatte er, außer Baumöl, noch die abgefeinerten Nadeln und Saare aus seinem Bart zu verkaufen.

Vor dem Gericht sagte er mit einem zynischen Lachen, indem er seinen Bart glättete: „Da ist mein Anlagekapital über 100 000 Rubel Wert.“

Wie es sich bei solchen Sachen ziemt, hat Anissim seine Apfeln, „das Teufelsbrot“ (aus 13 bestehen), wie er selbst sagte, und zwei Warten, zwei gutgenährte Frauen.

Die „Anissimomzi“ (Anissimabeter), die, um sich in ein günstiges Licht zu bringen, den Alkoholismus bekämpfen, beabsichtigten schon ihren eigenen Klub zu gründen und delegierten ihren Rechtskonsulenten, Moskowski, zum Volkskommissar Lunatscharsky, in dessen Refektor (Volksaufklärung) sie den Rat erhielten, auch die Gottesbilder zu bekämpfen.

Um seine Gemeinde in die richtige Stimmung zu bringen, sperrte Anissim jein Wapten zuerst in ein schmüles Zimmer ein, wo sie mehrere Stunden in der Gesellschaft von epileptischen Apfeln verbringen mußten. Dann erst erschien der „Starek Anissim“, dem die zwei Warten vorausgingen. Daraufhin folgte eine Predigt, die aus lauter Unsinn bestand.

Für die Abenten war das schmüle Zimmer. Für sich aber hatte Anissim eine Wohnung aus sieben Zimmern, die von biffigen Funden und zehn Wächtern bewacht wurde. Schlafen konnte er nur unter einem Baldachin.

Eine dem Gericht vorgelegte Photographie stellt Anissim in der Gesellschaft seiner „Warten“ dar, die ihm den Bart kämmen und ihn mit wohlriechenden Seifen einreiben.

Der alte Misthehrer hat nämlich eine Schwäche für duftende Seifen behalten.

A. Gmesditsch.

Zeitmessung in der Erdgeschichte

Von Dr. Johannes Bindrich.

Die Frage, wie alt die Erde ist, ist wohl eine Frage, die immer und immer wieder gestellt wird. Die Wissenschaft der Erdgeschichte ist jetzt auf Grund einwandfreier Methoden in der Lage, zwar nicht die Zahl selbst, aber doch die Größenordnung, in die diese Zahl hineingeht, anzugeben. Es sind auch hier wie auf vielen Gebieten der Naturwissenschaft die Vorgänge der Radioaktivität, die ganz neue und im Vergleich mit den bisher üblichen Methoden viel sichere Wege zur Zeitbestimmung in der Erdgeschichte weisen. Es ist jetzt möglich, das Alter von Mineralien, die radioaktive Stoffe enthalten, wie z. B. das der Uranpechblende zu berechnen. Die Uranpechblende ist dadurch weiteren Kreisen bekannt geworden, weil aus ihr das berühmte Element Radium gewonnen wird. Man hat gefunden, daß das Uran, welches auch ein radioaktives Element ist, sozusagen das Mutterelement ist, aus dem die anderen alle, auch das Radium entstehen.

Das Uran zerfällt im Laufe sehr langer Zeit unter Bildung verschiedener Zwischenprodukte zu Blei. Dieser Zerfall, der nebenbei bemerkt ein die bisherigen Grundanschaungen der Chemie völlig umgestaltender Vorgang ist, geht ganz unabhängig von irgend welchen äußeren Verhältnissen vor sich, läßt sich auf keine Weise beschleunigen oder verlangsamen. Ein Gramm Uran bildet in jedem Jahr 0,000 000 000 126 Gramm Blei. Aus dem Gehalt eines Urannminerals an Blei läßt sich also mit Hilfe dieser Zahl ohne weiteres sein Alter und damit das der Erdgeschichte bestimmen, in denen das betreffende Mineral eingeschlossen war. Man hat noch andere, auch auf den radioaktiven Vorgängen sich aufbauende Methoden, die zur Kontrolle benutzt werden, deren Erklärung aber zu weit führen würde.